© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

leine zum Anseilen mit, bargen unsere Räder im hohen Getreide und stiegen zu dem Höhenzug, auf dessen Rücken sich der Steinbruch befindet, hinan, Herr Borchert als Führer mit gespanntem Gewehr voran. Als wir bei dem Steinbruch ankamen, strich die Taube ab; Herr Borchert schoss nach ihr, und sie fiel! Aber alles Suchen nach der augenscheinlich nur geflügelten Taube an der mit Heidekraut bestandenen Berglehne schien bei der schon hereingebrochenen Dämmerung umsonst zu sein. Und doch musste ich die Taube auf jeden Fall haben. Endlich fanden wir sie auch, und es war wirklich *Columbus oenas!* — Nun wurde die Leine um einen am Rande der Steinbruchswand stehenden wilden Rosenbusch geschlungen, und an ihrem anderen Ende sicher angebunden liess sich Herr Borchert an der senkrechten Wand bis zur Nisthöhle herab. Diese befand sich in einer harten, dem Gestein auflagernden Lehmschicht, drei Meter unter dem oberen Rande des Bruches und enthielt zwei Junge mit Stoppeln, etwa fünf bis sechs Tage alt. Herr Borchert liess eins in der Höhle, in der Annahme, dass der überlebende Gatte dessen Auffütterung besorgen werde, das andere Junge nahm ich lebend zusammen mit seiner toten Mutter mit und fütterte es auf, tötete es aber nach einigen Wochen, weil es an den Füssen und Flügeln verkrüppelte. So ist nun der sichere Beweis für eine interessante Anpassung der Hohltaube an das Gelände für die Sicherung des bedrohten Nist- und Fortpflanzungsgeschäftes geliefert. Sie bildet eine Analogie zu dem Nisten der Tannenmeise in Mäuselöchern. Es wäre sehr interessant zu erfahren, ob diese Anpassung der Hohltaube auch in anderen Gegenden Deutschlands vorkommt. Vielleicht bietet diese neue Nistweise für die Erhaltung der Art sogar grössere Vorteile und Sicherheiten als die bisherige. Dafür scheint wenigstens die Häufigkeit der Hohltaube in hiesiger Gegend zu sprechen.

Etwas über Schusswunden bei Vögeln.

Von Eugen Donner.

Kein erfreuliches Thema. Die Tierfreunde werden entsetzt sein oder mindestens Unbehagen empfinden, und doch ist es nicht völlig wertlos, von den Leiden zu sprechen, die den Vögeln durch Schussverletzungen zugefügt werden. Ich teile daher einige von mir gemachte

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

diesbezügliche Beobachtungen mit, weil sie vielleicht geeignet sind, eine kleine Vorstellung von den Leiden zu geben, denen die Tiere oft ausgesetzt sind und die nach Möglichkeit abzukürzen oder zu verhüten Pflicht jedes fühlenden Menschen ist. Seien es auch schädliche Tiere, auf humane Behandlung haben sie Anspruch, während der Mensch kein Recht dazu hat, diese Kreaturen zu quälen, was durch leichtsinniges Anschiessen der Fall ist.

Verletzungen am Kopfe, verbunden mit einer Lädierung des Gehirns, des Zentralnervensystems, führen gewöhnlich den Tod herbei, weil bei einer Schusswunde meistens die Deformation der Gehirnmasse eine bedeutende ist. Merkwürdig ist das Betragen der Vögel bei diesen Wunden. Ich schoss einmal mit groben Schroten auf eine auf dem Wipfel eines hohen Baumes ruhende Elster, die mir die Hinterseite ihres Körpers, also die für mich ungünstige Seite, zuwandte, sonst wäre ich wahrscheinlich trotz meiner Kunst im Anschleichen nicht herangekommen. Ich gab Feuer; die Elster drehte sich wie auf einem Reck turnend nach unten, hielt mit ihren Zehen den Ast umklammert, während der Kopf herabhing. Wohl eine Minute blieb sie in dieser Lage, dann verliessen sie die Kräfte, und sie stürzte tot herab. Ausser einer kleinen Wunde am Hinterhaupte und einer korrespondierenden an der Stirne konnte ich keine Verletzung konstatieren. Das einzige Schrotkorn, das den Vogel getroffen hatte, war mit grosser Vehemenz durch den Kopf gegangen, eine tödliche Wunde verursachend. Diese turnerische Bewegung des Vogels auf dem Aste beobachtete ich auch einmal bei einem Eichelhäher, dem das Schrotkorn ebenfalls in den Kopf gedrungen war und der dieselben Bewegungen wie die Elster machte. Höchst interessant benahm sich ein von mir, selbstverständlich ganz absichtslos, blindgeschossener Häher. Ich bemerkte ihn in einiger Entfernung, mit der Breitseite mir zugekehrt, im Geäst einer Fichte sitzen. Nachdem ich Feuer gegeben, blieb das Tier ruhig auf dem Platze. Ich wartete eine Weile auf das Herabstürzen, doch der Eichelhäher rührte sich nicht. Nun trat ich ganz an den Baum heran, warf Steine gegen den Stamm, schüttelte ihn, aber alles war vergeblich. Der Vogel blieb sitzen. Mit Hilfe meiner Klettereisen erstieg ich den Baum. Der Häher liess mich ganz herankommen, klammerte sich nur fester

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

an die schwankenden Zweige, und jetzt erst sah ich, dass dem armen Kerl beide Augen ausgeschossen waren. Ein Griff, und ich kletterte mit dem heftig schreienden Vogel wieder hinab, worauf ich seinen Leiden sofort ein Ende machte. Am ganzen Körper waren ausser den beiden Kopfwunden keine Verletzungen zu konstatieren. Er tat das Klügste, was er in seiner Lage machen konnte, nämlich ruhig sitzen zu bleiben. Sogar die durch das Ersteigen des Baumes hervorgerufenen Erschütterungen und das Schwanken der Zweige veranlassten ihn nicht, abzustreichen. Wohin wäre er auch geflogen? Seinem Schicksale wäre er nicht entgangen. Einem Sperling schoss ich leider auch einmal ein Auge aus. Diese Wunde war in kurzer Zeit geheilt und er tollte auch als Einäugiger nach wie vor mit seinen Kumpanen in Hof und Garten herum, wo ich ihn stets treffen konnte.

Solange die geringste Möglickkeit vorhanden ist, mit den schwersten Wunden den Schauplatz der Katastrophe verlassen zu können, so tut es der angeschossene Vogel, da er immer trachtet, ein sicheres Versteck zu erlangen. Im September 1903 schoss ich in einem Haselgebüsch mit feineren Schroten auf einen Tannhäher. Nach dem Schusse gingen viele Federn weg, aber das Tier flog ungefähr 150 Schritte weit zu einem anderen Busch. Am Flugbild erkannte ich gleich, dass der Häher schwer verwundet sein müsse, weil die Flügelschläge immer matter wurden und er sich immer mehr der Erde näherte. Während ich mich dem Einfallsorte näherte, strich er wieder ab, aber schon mit Anspannung aller Kräfte hundert Schritte weiter zu einem Bretterzaun, wo ich ihn endlich erwischte. Armer Kerl! Wie der aussah! Der ganze Oberschnabel war abgeschossen und das Blut rann aus der Wunde, ferner hatte er am Bauche eine Einschussöffnung. Rasch erlöste ich das arme Tier von seinen Qualen. Bei der Untersuchung bemerkte ich, dass ein Schrotkorn durch die Eingeweide und den Magen gegangen war, erst hier in der Nähe der Lunge stecken bleibend. Das war wohl eine schwere, absolut tödliche Wunde, und trotzdem flog der Häher noch eine solche Strecke, was wirklich erstaunlich ist. Für gewöhnlich sind alle Bauchwunden unbedingt tödlich, doch nicht sofort, sondern nach einiger Zeit, weshalb auf diese Art — weidwund — geschossene Vögel für den Jäger häufig verloren gehen. Der Vogel streicht ab,

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

ohne dass man viel bemerken würde, höchstens lässt er die Füsse hängen, um später elend umzukommen. Wer also das Mordgewehr auf Wild anlegt, der beachte genau die eventuellen Schusszeichen, lasse sich durch ein rasches Abstreichen nach dem Schusse nicht täuschen und verfolge die eingeschlagene Richtung. Ist der Vogel getroffen worden, dann werden sich jetzt schon deutlichere Zeichen einstellen und günstige Gelegenheit für den zweiten Schuss bieten. Welch grosse Bedeutung in solchen Fällen ein guter Hund hat, liegt auf der Hand. Roheit ist es, Tiere anzuschiessen und sich um deren Schicksal weiter nicht zu kümmern. Wer ein echter Weidmann sein will, muss sich schon soviel Mühe nehmen.

Sofort tötet der Schuss durch den Hals, denn in diesem Falle werden entweder die Halswirbel zerschmettert oder es tritt eine Zerreissung der grossen Blutgefässe ein (Schlagader). Alle Vögel, die ich im Halse getroffen hatte, sanken sofort tot vom Baum. Interessant ist der sogenannte Prellschuss, dem ein mir bekannter Bauer einen Auerhahn verdankte. Den balzenden Hahn sprang er an, schoss mit Schrot nach ihm, und der Auerhahn fiel vom Ast. Der glückliche Schütze hob den leblos daliegenden Vogel auf, betrachtete ihn, doch auf einmal wurde dieser wieder lebendig. Der mit den Flügeln heftig um sich schlagende wurde nach Hause getragen, untersucht, aber nicht die geringste Verletzung gefunden. Es muss also ein Schrotkorn die Wirbelsäule gestreift haben, wodurch das Rückenmark erschüttert wurde, was eben eine momentane Betäubung zur Folge hatte. Der edle Hahn wurde nun in eine Kammer gesperrt, in welcher er teilnahmslos in einem Winkel hockte, beharrlich jede Nahrung verschmähend. Nach drei Tagen war der stolze Recke, dem die Freiheit über alles ging, dahin. Solche Prellschüsse kommen bei Vögeln selten vor, häufiger beim Schalenwild.

Die Schussbilder bei Verletzungen edler Organe sind sehr mannigfaltig. Beim Schusse durch die Nieren beobachtete ich ein kurzes Verweilen des Vogels auf dem Aste, worauf sogleich der Sturz folgte, doch hob ich das Tier noch immer lebend auf. Wie beim Kopfschusse trat Blut aus dem Schnabel. Geht das Geschoss durch das Herz hindurch, dann tritt selbstverständlich der Tod unmittelbar ein, aber auf

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

der Stelle wird auch in diesem Fall oftmals das Tier nicht getötet. In einem Parke sah ich einmal dem Abschusse von Amseln zu, wozu der Besitzer sich wegen des zu hohen Standes dieser Gattung und der dadurch verursachten Beschädigung seiner Anlagen von der Behörde die Erlaubnis erwirkt hatte. Mit einer Vogelflinte wurde auf eine Amsel geschossen, welche auf dem Wipfel eines Baumes sass. Nach dem Schusse sah ich einige Federn aufstieben und den Vogel in wagerechter Richtung ungefähr zehn Schritte wegfliegen, ohne das geringste eine Verwundung verratende Zeichen zu geben und plötzlich wie ein Stein zu Boden fallen. Ich sprang hinzu; die Amsel war bereits tot. Die nachträgliche Untersuchung förderte ein Schrotkorn zutage, das mitten durch das Herz gegangen war, sonst war keine Verletzung konstatierbar. Genau so benahm sich eine Elster, die ich ebenfalls durchs Herz schoss. Auch sie flog ohne Schusszeichen vielleicht 13 Schritte vom Wald aufs Feld hinaus, um dorten lotrecht zur Erde zu stürzen. Das Tier dürfte im Moment des Einschlagens des Geschosses nur einen Schlag verspüren, dem aber nach kurzer Zeit schon der Tod folgt. Wird der Magen vom Schrot durchbohrt, so ist das gewiss eine schwere Wunde, welche gewöhnlich den Vogel zur Strecke bringen wird. Eine sonderbare Erscheinung ist das sogenannte Steigen angeschossener Vögel. Dies rührt nicht, wie früher irrtümlich angenommen wurde, von einem Kopfschuss her, sondern wird durch eine tödliche Verletzung der Lunge verursacht. Wie schon früher erwähnt, streicht ein in den Kopf getroffener Vogel selten weit, fällt vielmehr bald. Ist die Lunge verletzt, dann tritt das Blut in das zur Zuführung der Luft bestimmte Röhrensystem und das Tier kann nicht mehr oder nur schwer atmen, weshalb es, dem Drange Luft einzuziehen nachgebend, sich mit dem Aufgebot der letzten Kraft in die Höhe arbeitet; schliesslich fällt es verendet herab, weil das Herz bereits seine Funktion eingestellt hat. Dieses Steigen oder „Himmeln“ wird bei einem guten Schusse, bei welchem die Schrote genügende Streuungs- und Durchschlagskraft haben, kaum beobachtet werden, denn hier bringen die Geschosse gleich tödliche Wirkung hervor, was zum Beispiel bei einem auf zu grosse Entfernung abgegebenen Schusse nicht der Fall sein kann.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Verletzungen der Extremitäten. Sehr häufig kommt das sogenannte „Flügeln“ vor, die Zerschmetterung des Flügelknochens. Der Vogel stürzt herab und kann gewöhnlich vom Schützen bald erfasst werden, was aber bei Rephühnern, Schnepfen u. dgl., überhaupt bei Vögeln, welche es verstehen, sich auf dem Boden durch behendes Laufen fortzubewegen, nicht gelingen wird, denn die suchen sogleich nach dem Einfallen mit grösster Eile die nächste Deckung zu erreichen, wo sie meistens unerreichbar sind. Daher ist bei solchen Jagden ein Jäger ohne Hund eben kein Weidmann, zum mindesten nur ein halber. Ein fermer Jagdhund ist hier einfach unentbehrlich. Wenn auch unter verständiger Behandlung ein geflügelter Vogel geheilt werden kann — gebrauchsfähig wird die Schwinge kaum, weil der Knochen gewöhnlich zersplittert ist —, so geht sich selbst überlassen das Tier fast immer zugrunde. Mutter Natur würde die Wunde vielleicht heilen, doch wegen der gehinderten Bewegungsfreiheit wird der Vogel sicher eine Beute des Raubzeuges. Mehrmals trug ich zur Beobachtung geflügelte Häher nach Hause, tat an der Wunde gar nichts, sondern überliess die Tiere bei genügender Fütterung ihrem Schicksal. Nach einigen Tagen schon gingen sie ein, was gewiss auch eingetreten wäre, hätte ich sie im Walde gelassen. Wie leicht und schön heilt ein einfacher, nicht komplizierter Knochenbruch, bei dem also die Bruchenden nicht herausgetreten sind, und wie langsam, ja oft gar nicht, heilt die Wunde mit zersplitterten Knochen. Wird einem Vogel der Fuss abgeschossen oder verletzt, dann wird der oberflächliche Schütze nicht viel bemerken, denn das Tier fliegt weiter, lässt jedoch das verletzte Bein hängen, ein Zeichen, das dem scharfsichtigen Beobachter nicht entgehen wird. Für den Jäger ist das Wild meistens verloren. Er kann beruhigt sein; der Vogel kommt davon. Treten nicht andere Komplikationen ein — während heisser Tage ist dies leicht möglich —, so wird die Wunde verheilen, oft unter Bildung eines falschen Gelenkes, einer Knorpelmasse, die sich zwischen den beiden Bruchstellen als Verbindung bildet. Dass der Vogel auch mit einem Fuss sich durchzuschlagen versteht, beweisen die, ein nicht gar so seltener Fall, mit nur einem Fang versehenen erlegten Raubvögel. Das andere Bein hatten sie in irgend einem Pfahleisen gelassen, dessen zu starke Feder ihnen den Knochen

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

abgeschlagen hatte, oder waren bei einem ihrer Streifzüge auf ähnliche Art darum gekommen. Namentlich beim Uhu kam dies vor. Am Karst wurde einmal ein Steinadler gefangen, der ein Pfahleisen an einem Fange, anscheinend schon sehr lange, herumtrug. Die Natur hilft sich eben, mag auch das arme Tier die Preisgabe des Beines unter fürchterlichen Qualen erduldet haben, das Leben wurde doch gerettet. Wie Reinecke zur Not auf drei Läufen durchs Leben humpelt, so tut es der Vogel mit einem Fuss; wenn es sein muss, geht es ja. Einem Sperling schoss ich einmal — natürlich ohne Absicht — ein Bein fast ganz ab. Er war auf dem Boden gesessen, eine für den Schuss ungünstige Lage, weshalb ihm nur besagte Verletzung zugefügt wurde. Das Bein liess er beim Auffliegen hängen. Nach einigen Tagen sah ich den Sperling wieder, sich vorsichtig im Hofe herumtreibend — mit nur einem Fuss. Das jedenfalls nur an einigen Muskelfetzen hängende Glied hatte sich der Sperling abgetrennt oder es hatte sich selbst gelöst. Ob der einbeinige Spatz sich noch lange seines Daseins erfreute, weiss ich nicht; ich verlor ihn bald aus den Augen, immerhin schien er mir ganz frisch. Bei dieser Gelegenheit möchte ich auch die sogenannten „Schnepfenverbände“ erwähnen. Nicht bald wird einem Wild so eifrig nachgestellt wie der Waldschnepfe. Man muss nur im Frühjahr diese Scharen von Schnepfenjägern gesehen haben, wie sie tagtäglich mit ihren Flinten in der Umgebung von Wien und in den noch zum Stadtgebiete selbst gehörigen ausgedehnten Wäldern auf den Anstand gehen. Manches Revier beherbergt in des Wortes vollster Bedeutung an diesen Abenden weit mehr Jäger, als tatsächlich Schnepfen vorhanden sind, denn diese werden alljährlich seltener. Mögen auch die forstlichen Verhältnisse viel Schuld daran tragen, diese planlose Vielschiesserei ist aber auch ein Hauptschuldiger. Bei diesen tristen Existenzbedingungen ist die Schnepfe den mannigfachsten Gefahren ausgesetzt. Wie viele werden angeschossen! Man hat nun öfters Schnepfen erlegt, welche einen verletzten Ständer hatten, der mit einem Verbande von Federn, Laub, Gras u. dgl. umgeben war. Der Vogel hatte das verwundete Bein beim Fortbewegen auf dem Boden an den Leib angezogen, wodurch die blutige wunde Stelle mit Federn bedeckt wurde, die sich bei der Gegenbewegung aus dem Federkleide losrissen, wozu später

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Laub und andere Bestandteile gelangten. Auf diese Weise bildete sich um die Knochenfraktur ein regelrechter Verband. Je nach dem Grade der Verletzung heilt das Bein, doch vollkommen gebrauchsfähig kann es nie werden, meistens wird die Schnepfe den Ständer nachziehen. Ist der Fuss ganz zerschossen, dann wird auch ein Verband nichts mehr nützen, es kommt eben ganz auf den Grad der Verletzung an. Manche Jäger sehen in der Anbringung dieser Art von Verband eine mit Vorbedacht ausgeführte Handlung der Schnepfe, eben in der Absicht, eine Heilung ihrer Wunde herbeizuführen. Mag auch dieses intelligente Tier seinen Stecher zu Hilfe nehmen, was keineswegs erwiesen ist, so glaube ich doch, dass der ganze Verband mehr oder weniger sich unwillkürlich bildet, und zwar auf die früher geschilderte Art. Uebrigens wurden derartige Verbände auch bei Tauben und Krähen beobachtet. Relativ kommen diese Fälle häufig vor. Der bekannte Jagdschriftsteller Dr. Wahrmund Riegler fand unter 200 in der Nähe von Wien erlegten Schnepfen zwei mit solchen Verbänden.

Nun möchte ich auch einige Worte über das Töten angeschossener Vögel sagen. Früher einmal wurde ein solcher Vogel abgefedert, d. h. man riss eine Schwungfeder aus und bohrte den harten Kiel dem Tiere ins Genick. So liest man noch in den älteren jagdlichen Werken. Es mag ja sein, dass manchmal, falls eben zufällig die richtige Stelle getroffen wurde, das bedauernswerte Geschöpf sogleich ausgerungen hatte, meistens aber liit der Vogel beim Durchstossen grosse Qualen, was seine heftigen Flügelschläge deutlich zum Ausdruck gebracht haben dürften, bis er endlich ausgerungen hatte. Bei jungen Vögeln, deren Schwungfederkiele noch zu weich waren, liess sich die traurige Prozedur überhaupt nicht oder für das Tier nur um so qualvoller ausüben. Selbst wenn man statt der Feder eine Stahlspitze verwendet, werden die Leiden kaum gemindert, weshalb diese Art ganz verwerflich ist. Unser Ziel muss stets sein, den verwundeten Vogel so rasch als möglich und schmerzlos von seinen Leiden zu erlösen. Manche empfehlen, den Kopf an irgend einen harten Gegenstand unter entsprechender Kraftentfaltung anzuschlagen. Dies Mittel habe ich öfters probiert, bin aber auch nicht befriedigt worden. Schlägt man zu schwach, dann leidet das Tier sehr, während bei kräftigen Schlägen leicht der ganze Schädel zertrümmert werden

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

kann, was erstens kein schöner Anblick ist, zweitens die Aufbewahrung erschwert, ein Moment, das bei Wild entschieden berücksichtigt werden muss. Meiner Erfahrung nach tötet das Abdrehen des Halses am schnellsten und sichersten. Man packt den Kopf des Vogels und dreht ihn ein paarmal rund herum, wodurch die Halswirbel gebrochen werden, eine Verletzung, die auf der Stelle tötet. Die dadurch manchmal entstehende Wunde ist unbeträchtlich, kann bei der Konservierung des Wildes nicht schaden. Immerhin dürfte es sich bei gewissen Wildgattungen, die womöglich gut erhalten abgehen sollen, empfehlen, diese Prozedur durch das Abdrücken zu ersetzen. Man drückt kräftig auf das Herz des Vogels; mit dem Daumen geschieht dies, weil das Herz im Brustkorb zerquetscht werden soll. Es ist nicht gar so einfach, die richtige Stelle zu finden, weshalb diese Methode nicht zu den sichersten gezählt werden kann. Wenn jedoch der Druck richtig einsetzt, so ist das Tier augenblicklich tot. Ich würde stets, wo eben anwendbar, das Abdrehen des Halses anraten.

Genug der grausigen Ausführungen! Mancher Leser, ganz besonders aber die zart angelegten Leserinnen meines Beitrages, werden einfach entsetzt sein über diese Fülle an Barbarei, die ich schon auf dem Kerbholze habe, und trotz alledem habe ich ein warmes Herz für die Tierwelt. Die Jagd ist ja mehr oder weniger doch ein blutiges Handwerk. Da fügt man, ohne die Absicht zu haben, dem Tiere oft bittere Leiden zu und hat deshalb so recht Gelegenheit, zu erfahren, welch Unheil ein leichtsinniger Schuss anrichtet. Ist man man schon beim gewissenhaftesten Schuss nie seiner Wirkung absolut sicher, um so weniger erst beim Hazardschuss. Daher vor allem nicht zu weit schiessen, so gut als möglich zielen, nicht den Schuss hinwerfen, wenn man noch nicht die erforderliche Fertigkeit hat. Die Geschöpfe Gottes sind nicht hier, um als Ziel für Schiessübungen verwendet zu werden. Wer Uebungen abhalten will, der gehe zur Schiessstätte. Man verwende auch immer die entsprechende Schrotnummer und gehe über einen angeschossenen Vogel nicht achselzuckend zur Tagesordnung über. Etwas Nachsuche muss gehalten werden, das ist einfach Pflicht jedes fühlenden Menschen, der nie und nimmer wegen einiger Schritte das verwundete Tier qualvoll verenden lassen wird.

© Biodiversity Heritage Library, http://www.biodiversitylibrary.org/; www.zobodat.at

Meine Mitteilungen bezwecken ja nur auf eine wunde Stelle hinzuzeigen, das Unheil, das der Mensch oft anrichtet, unbeschönigt aufzuzeigen, damit er vorsichtiger die todbringende Waffe führe und sich seiner heiligen Pflicht, den Schöpfer im Geschöpf zu ehren, stets erinnere.

Ornithologische Reiseerinnerungen aus den baltischen Provinzen Russlands.

Von Kurt Otto Hoffmann in Zweibrücken.

Sonnabend, den 26. VII. 08. Als der Dampfer „Ostsee“ zur Fahrt nach Riga den Stettiner Hafen verliess, schien es Sturm zu geben. Düstere Wolkenmassen lagerten nordwärts über dem Meer, in kurzen, heftigen Stössen peitschte der Wind staubfeinen Regen über Deck und erregte die trüben Wasser des Kanals zu schaumgekrönten Wellen. Raschen Flugs querten Möven vor unserm Dampfer, bisweilen klang ferner Donner, und wo die Sonnenstrahlen das Gewölk durchbrachen, lag alles in unheimlich fahlgelbem Lichte. Aber rascher noch als er gekommen, endete der Sturm, und die ganze Fahrt über hatten wir ein selten schönes Wetter.

Für den Ornithologen bot die Fahrt nur sehr wenig. Nebelkrähen und Lachmöven waren alles, was zu sehen war; die Grauröcke vereinzelt und in kleinen Trupps, die Möven zum Teil in gewaltigen Mengen. In gewandtem Fluge folgten sie unserem Schiffe, strichen dicht über die Wogen hin, tummelten sich in zierlichen Spielen in der Luft und sassen zu Hunderten in merkwürdig regelmässigen Abständen, gleich weissen Perlen, auf den Geländern zu Seiten der Kanalausfahrt. Während des ganzen Wegs waren sie ständige Begleiter, und ihre hellen Rufe vernahm man manchmal sogar zur Nachtzeit. Als am Mittag des dritten Tages die Rigasche Küste in Sicht kam, konnte man Lachmöven wieder überall in grosser Zahl beobachten, und den Hafen der schönen Stadt belebten sie in der anmutigsten Weise.

Freitag, den 7. VIII. 08. Schon ziemlich spät am Nachmittage fuhren wir zu dritt mit dem Boot über die Aa, um in den ausgedehnten Sumpfgebieten des Stromes zu jagen. Es war ein warmer, sonniger Tag. Friedliche Stille lag über der ganzen Natur, und während unser

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Ornithologische Monatsschrift

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: 34

Autor(en)/Author(s): Donner Eugen

Artikel/Article: Etwas über Schusswunden bei Vögeln. 322-331